

ungeregelten, unorganisierten Kampfes, das heißt, man muß immer wieder von vorn anfangen. Diese gesetzlichen Einrichtungen zugunsten der Arbeiterklasse schaffen einen neuen, von vielen Seiten verkannten Zustand. Der Staat, seine Gesetzgebung und Verwaltung, ursprünglich im Alleinbesitz der herrschenden Klassen, dienen zu einem stets wachsenden Bruchteil den arbeitenden Klassen, und je reifer die Klasse ist, um so mehr überwiegt die sogenannte soziale Verwaltung über die rein bürgerliche (Polizei- und Justiz-) Verwaltung. So wird der Staat zu einem Hebel der Emanzipation der arbeitenden Klassen. Er wird dies seinen herrschenden Klassen zum Troß. Damit reißt im Schoße des Gegenwartsstaats der Zukunftsstaat wie im Schoße der kapitalistischen Ökonomie der Sozialismus. Wäre das nicht der Fall, so entstünden eben nicht im Schoße der alten Gesellschaft alle Vorbedingungen der neuen. Der Inhalt und Umfang der sozialen Gesetzgebung und Verwaltung eines Landes ist ein Gradmesser für die Reife und Macht der arbeitenden Klassen in ihm. Wie die wirtschaftliche Demokratie die Grundlage aller dauernden Emanzipation und daher für die Arbeiterklasse wichtiger ist als die rein politische Demokratie, so ist die soziale Reife der Gesetzgebung für sie wichtiger als die Reife der Staatsverfassung oder der bürgerlichen Demokratie. Staaten mit zurückgebliebenen demokratischen, aber vorgeschrittenen sozialpolitischen Einrichtungen sind im Sinne des Sozialismus entwickelter als vollendete Demokratien ohne Sozialgesetzgebung. Der Primat der Ökonomie, den die materialistische Geschichtsauffassung lehrt, zwingt jedem Marxisten diesen Schluß auf, obschon vorwiegend demokratisch und weniger sozialistisch orientierte Sozialdemokraten gerade dies zu bestreiten lieben.

(Schluß folgt.)

Volksmuseen.

Von Heinrich Cunow.

Die politische Umwälzung, die sich in den letzten Wochen vollzogen hat, fordert, wenn die heutige Erschütterung unseres gesamten gesellschaftlichen Lebens überwunden und das deutsche Volk im internationalen Staatensystem wieder die ihm gebührende Stellung einnehmen soll, nicht nur gebieterisch die Lösung einer langen Reihe politischer und volkswirtschaftlicher Aufgaben, sie stellt auch erneut ethische und wissenschaftliche Probleme zur Erörterung, die in den letzten Jahrzehnten der Vorkriegszeit unter dem Druck einer triebhaft ausschließenden Spezialisierung nicht genügende Beachtung gefunden haben. Vornehmlich gilt das meines Erachtens von der Hebung der Volkserziehung, worunter ich nicht die Versorgung der aufwachsenden Jugend mit einem bestimmten Schulwissen verstehe, sondern die Erziehung aller Gesellschaftsschichten, auch der sogenannten gebildeten, zu größerer Anteilnahme am Kulturleben ihres Volkes.

Wie auf wirtschaftlichem Gebiet herrschte auch in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg auf wissenschaftlichem Gebiet ein gewisses uneinheitliches Vorwärtshasten, ein Haschen nach Neuem und Besonderem, eine ungezügeltere Sucht, in irgendeinem Fach etwas etwas Neues zu finden und sich dadurch die Anwartschaft auf öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Während sich aber dieses Streben in der Industrie als Antrieb zu manchen technischen

Neuerungen und Verbesserungen des Produktionsmechanismus erwies, hat es teilweise auf den wissenschaftlichen Arbeitsgebieten zu einer Vernachlässigung ernster Arbeitszucht, zum Drängen nach neuen Resultaten und ihrer baldigsten Verkündung in möglichst breiter Öffentlichkeit geführt. Die Folge war einerseits, daß oft, bevor noch eine halbwegs sorgfältige Nachprüfung der neugewonnenen Untersuchungsergebnisse erfolgt war, die Welt mit allerlei neuen Entdeckungen, Hypothesen, Konjekural-kombinationen belästigt wurde, die sich schon nach wenigen Monaten, manchmal schon nach einigen Wochen als völlig unhaltbar erwiesen, und andererseits, daß sich, da eigentliche Erfolge nur noch auf engen Spezialgebieten möglich schienen, ein Spezialistentum herausbildete, das jeden Überblick über die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Wissensgebieten verlor und nicht selten zu einer Fachbeschränkung gelangte, für die die Bezeichnung Fachidiotismus kaum zu hart erscheint. Die Frage: Wie verhält sich das betriebene Studium zu anderen Wissenschaften, inwieweit berühren und ergänzen sich ihre Forschungsgebiete und Forschungsergebnisse, welchem Zwecke dienen die angestellten Untersuchungen und welche Bedeutung haben sie für das geistige Leben unserer Zeit? — alle diese Fragen wurden oft gar nicht gestellt. Das Einzelstudium galt vielfach als ein in sich abgeschlossener Selbstzweck. Die soziologische Betrachtung der wissenschaftlichen Einzelfachen in ihrer Verknüpfung mit dem gesellschaftlichen Gesamtentwicklungsprozeß wurde nicht für angebracht gehalten — teils aus Unkenntnis dieses Prozesses, teils weil ein »Übergreifen« auf andere Spezialgebiete als zwecklos oder »unwissenschaftlich« erschien. Selbst so nahe verwandte Gebiete wie Ethnologie, Anthropologie, Prähistorik, Archäologie, Soziologie hatten nach der Meinung manches Fachgelehrten eigentlich nichts miteinander zu schaffen, und ihre möglichst genaue Abgrenzung gegeneinander galt daher als notwendige Voraussetzung wissenschaftlicher Leistung.

Bei dieser Beschränkung auf Spezialstudien konnte nicht ausbleiben, daß der eine Fachmann auf den anderen und dessen Fachgebiet mit einer gewissen Überlegenheit, manchmal sogar mit Geringschätzung herabsah. Nur sein eigenes Gebiet hatte nach seiner Ansicht Anspruch auf wahre Wissenschaftlichkeit. Das andere galt weit weniger. Um so ängstlicher aber betrachtete oft jeder seine Fachwissenschaft als eine Domäne, auf der nur er und seine Mitschleute etwas zu suchen hatten, nicht die Fachleute einer anderen Disziplin, am wenigsten die unstudierten Laien. Je mehr manche Spezialisten ihre neuen Entdeckungen und Hypothesen an die große Glocke zu hängen strebten, desto mehr suchten sie ihr Fachgebiet vor den Blicken profaner Eindringlinge zu verschließen. Die Direktoren oder Vorsteher wissenschaftlicher Sammlungen, die sich am liebsten mit ihren Schätzen einschlossen und deren Betrachtung durch Laien, besonders wenn diese auch noch unsachmännische Fragen zu stellen wagen, fast als eine Entweihung ihrer Sammlung betrachteten, sind keineswegs ganz selten. Jedenfalls würden nicht wenige von ihnen es als eine sonderbare Zumutung betrachten, auch nur einen Teil ihrer Sammlung nicht nach ihren rein sachmännischen Prinzipien, sondern derart einzurichten, daß auch der gebildete Laie sich zurechtfindet und einen Überblick gewinnt.

In seinem jüngst veröffentlichten Aufsatz über »Die Kunst im freien Volksstaat« (Heft 10) nennt Edgar Steiger die Wissenschaft der Kunst »hoch-

müßige Zwillingsschwester«, der nur dann wohl sei, »wenn sie sich über das Leben erhebt, und die nicht eher ruht, bis sie allem Lebendigen das Blut abgezapft hat«. Das Urtheil ist meines Erachtens allzu hart. Es gilt nicht von der Gesamtheit der Wissenschaften, sondern nur von jenem Teil, der zu engster Fachwissenschaft erstarrt, den Zusammenhang mit dem pulsierenden Leben verloren hat und gewissermaßen eine von diesem abgetrennte Sondereristenz führt. Diese Wissenschaft dem geistigen Volksleben zurückzugeben, sie dem Volke nutzbar und zugänglich zu machen und damit dessen Anteilnahme am Kulturstreben der Gegenwart zu erhöhen, das wird eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft sein.

Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, daß alle oder auch nur größere Teile des Volkes zu Wissenschaftlern erzogen werden sollen, wohl aber, daß in der breiten Volksmasse das Interesse für wissenschaftliche Kulturfragen geweckt und jedem Gelegenheit geboten werden soll, der dazu den ernststen Willen und die Fähigkeit besitzt, in ihm heute verschlossene Wissensgebiete einzudringen. Nötig ist dazu in erster Reihe eine Reform des Schulwesens, die weitere Teile des überlieferten Formel- und Gedächtniskrams beseitigt und das Selbstbetrachten und Selbstdenken anregt, vor allem der Ausbau des öffentlichen Vortrags- und des Volkshochschulwesens, ferner eine Umgestaltung unserer Museen, die heute immer noch größtenteils bloße Bildungsstätten für Fachgelehrte und Fachstudierende sind. Besonders gilt das von den wissenschaftlichen Museen, deren ganze Einteilung und Anordnung des Anschauungsmaterials meist derartig ist, daß nicht nur der sogenannte gewöhnliche Mann, sondern selbst der Gelehrte, sofern er nicht Fachmann ist, keinen Einblick in das betreffende Wissensgebiet zu erlangen vermag.

Als ein Beispiel führe ich, da mir dieses als Ethnologe am nächsten liegt, die ethnographischen Museen, besonders das Berliner Museum für Völkerkunde an. In gedrängter Fülle reihet sich hier, nach geographischen Gebieten geordnet, und zwar meist lediglich nach politisch-geographischen, ein Glaschrank an den anderen, oft so aufgestellt, daß der größte Teil des Inhalts sich im Halbdunkel befindet und schwer zu erkennen ist. Und in den Schränken hängen, stehen und liegen vielfach ohne jegliche nähere Bezeichnung die verschiedenartigsten Gegenstände in überreicher Fülle bunt nebeneinander. Betroffen steht der Besucher, der sich über die Kulturstufe eines primitiven Volkes, über seine Technik, sein gesellschaftliches Leben unterrichten möchte, vor dieser bunten Karikaturensammlung. Oben über dem Schrank oder auf einem Schilde an der Seite findet er den Namen des betreffenden Landes verzeichnet, bei einigen wenigen Gegenständen vielleicht auch auf einem Zettel angegeben: Steinbeil, Wurfskeule, Schleuder usw. Das ist alles. Der Besucher möchte gern Näheres wissen. Er kauft sich einen Katalog. Nach vielem Hinundherblättern hat er endlich darin die Schranknummer gefunden, und er liest nun, daß der Schrank Beile, Keulen, Schleuder, Schilde, Speere, Zieraten, Netze, Masken, Hausgeräte usw. enthält. Weiter nichts. Er klappert seinen Katalog zu und geht weiter.

Im nächsten Schrank sieht er verschiedene Bogen und Pfeile, große und kleine. Aus welchem Holz der Bogen besteht, wie er angefertigt wird, wie er gespannt wird, wie der Pfeil abgeschossen wird, was damit geschossen wird — das weiß er nicht und erfährt er nicht. Er geht zum nächsten Schrank,

der neben allerlei anderen Sachen verschiedene Tongefäße enthält. Oben über dem Schrank steht, sagen wir meinetwegen, Bismarck-Archipel: »Also die dortigen Einwohner machen sich schon Töpfe.« Aber wie werden sie hergestellt und wozu dienen sie? Kocht man dort schon mit Wasser, oder werden diese Töpfe und Schalen nur zur Aufbewahrung von Speisen benutzt? Keine Antwort. Nicht weit davon steht das Modell eines Großfamilienhauses. Warum bauen die Eingeborenen denn solche Langhäuser? Was bedeuten die bunten Dachsnäbel, was die Einteilung in verschiedene durch Matten getrennte Räume, was die verschiedenen Kochherde?

So gingen täglich vor dem Kriege gar viele Beschauer durch das Berliner Museum für Völkerkunde mit seinem ungemein reichen Anschauungsmaterial. Aber dieses Material blieb für sie tot, es sagte ihnen nichts, redete zu ihnen nicht von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, von ihrem harten Ringen nach höheren Daseinsformen. Hin und wieder mag wohl ein Einzelner, vom Wissensdurst getrieben, sich aus einer Bibliothek illustrierte Reiseschilderungen oder Völkerbeschreibungen geholt und dann nach und nach dieses oder jenes verstehen gelernt haben, was ihm zunächst rätselhaft erschien — aber das sind seltene Ausnahmen. Für die meisten blieben die ausgestellten Gegenstände »nette Kuriositäten« — nichts weiter.

Vielleicht ist es sogar noch besser, wenn die Betrachter nach flüchtigem Blick auf die aufgehäuften Gegenstände gelangweilt weitergehen, als wenn sie versuchen, sich die Bedeutung des Gesehenen klarzumachen, denn was dabei herauskommt, ist vielfach phantastischer Unsinn. Oft, wenn ich früher die Schüler der Parteischule in das Museum für Völkerkunde führte, haben sie wie auch die fremden Besucher, die gewöhnlich den Erläuterungen zuhörten, an mich Fragen gestellt, die von geradezu unglaublich nativen Vorstellungen zeugten. Oft auch hörte ich Väter, und zwar nicht etwa Arbeiter und Handwerker, sondern Gelehrte, ihren Kindern die Gegenstände in einer Weise erklären, daß ich, auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen, nicht umhin konnte, mich ins Gespräch zu mischen.

Sollen die ethnographischen Museen ihren Zweck erfüllen und nicht bloße Sammlungen für enge Fachkreise bleiben, sondern zu einer Unterrichts- und Bildungstätte für größere Volkskreise werden, muß ihr Anschauungsmaterial ganz anders geordnet und in anderer Form dargeboten werden. Zunächst muß eine besondere kultur- oder entwicklungs-geschichtliche Abteilung eingerichtet werden, die dem Beschauer zeigt, wie sich nach und nach die primitive Technik in allmählichem Formenwechsel und in ethnischer Vermannigfaltigung entwickelt hat. Er muß zum Beispiel sehen können, wie aus dem einfachen Hautstein durch eine Reihe verschiedenartiger Steinbeilformen hindurch schließlich das Bronze- und Eisenbeil entstand, wie aus einfachen Parierstäben sich der Metallschild entwickelte, wie aus dem Flechten das Weben hervorging, wie aus dem plumpen Einbaumboot das spätere Holzschiff entstand usw., und zwar genügt es nicht, daß einfach die typischen Formen verschiedener Entwicklungsstufen nebeneinandergestellt werden, es muß auch darauf hingewiesen werden, aus welchem Material die betreffenden Gegenstände angefertigt sind, wie die Eigenart dieses Materials vielfach die gewählte Form bedingt und wie bei der Anfertigung verfahren wird. So ist zum Beispiel die Form der alten diluvialen Steinmesser Europas genau durch die Eigenheit des

dazu verwendeten Flintsteines und der als Schlagwerkzeug dienenden Hämmer aus Flintstein (Feuerstein) und Quarzit bedingt. So dünne schmale Klingen wie unsere heutigen stählernen Messerklingen ließen sich aus dem Feuerstein nicht heraus schlagen, und wenn es doch in einzelnen Fällen gelang, waren diese Steinklingen gänzlich zwecklos, da sie bei der ersten Benutzung entzweibrachen. Sollten die Steinmesser einigermaßen haltbar sein, mußten sie einen dicken starken Rücken haben. Das aber erforderte wieder, zumal der Feuerstein beim Zurecht schlagen in bestimmten spanartigen Lamellen abblättert, auch eine größere Breite der Steinklingen. Schmalere Klingen vermochte man erst herzustellen, als man die Steinklingen in Holz oder Horn zu fassen lernte und zugleich, sei es durch eigene Funde, sei es auf dem Handelsweg, in den Besitz härterer und zäherer Gesteinsarten, zum Beispiel des Nephrit, Jadeit oder Obsidian gelangte.

Ferner genügt nicht, daß der Beschauer erfährt, so ist das Beil, der Speer, das Boot geworden; es muß ihm auch dargestellt werden, wie diese Gegenstände gebraucht werden und wie sie mit der Lebensweise der verschiedenen Völker zusammenhängen. Er muß ersehen können, wie der dargestellte Pfeilbogen gespannt und warum bei dem ausgestellten Modell eines Hauses das Dach weit überhängt (vielleicht, um während der Regenzeit die Außenwände und den nächsten Raum um das Haus herum trocken zu halten), warum es auf einem Steinfundament errichtet wird, warum der Innenraum in mehrere Seitengemächer geteilt und im großen Mittelraum mehrere Herde angebracht sind (vielleicht weil bei der betreffenden Völkerschaft ein solches Haus von einer aus mehreren Einzelfamilien bestehenden Hausgenossenschaft bewohnt wird, die nicht gemeinsam kocht und backt). Kurz, der Beschauer muß darauf hingewiesen werden, wie der Hausbau mit klimatischen Einflüssen und der Art der Familienorganisation zusammenhängt.

Erst wenn in dieser Weise die vorhandenen Gegenstände gewissermaßen als Veranschaulichungsmaterial eines Stückes Entwicklungs geschichte der Menschheit benutzt werden, vermag der Beschauer ihre Bedeutung zu erkennen. Nötig dazu ist, daß die Schau stellung durch Zeichnungen und Abbildungen ergänzt wird, neben den fertigen Gegenständen teilweise auch halbfertige, die Stadien des technischen Werdens darstellende Objekte aufgestellt und ferner billige Kataloge mit Abbildungen — kleine Kataloge über einzelne in sich geschlossene Abteilungen sind meines Erachtens besser als dicke Gesamtkataloge — herausgegeben werden.

An diese entwicklungsgeschichtliche Abteilung müßte sich dann gewissermaßen als Fortsetzung eine *allgemeine Schauabteilung* reihen, die die Kultur der einzelnen Völkerschaften und Völkergruppen in ihrer Besonderheit veranschaulicht, geteilt nach geographischen Provinzen, aber nicht nach politisch-geographischen Abgrenzungen, sondern nach anthropogeographischen Gebieten. Was hat es für einen Zweck, deshalb, weil verschiedene Völkerschaften auf demselben Staatsgebiet leben, ihre Kulturen als etwas Einheitsliches zur Anschauung zu bringen, also beispielsweise die Tongeschirre der alten Retschuastämme der Hochebene von Cuzco mit denen der südlichen Aymarastämme und der Küstenstämme der Yunkas oder Chimus unter der Bezeichnung »Altperuanische Tongefäße« zu vereinen? Bildeten doch diese Völkerstämme nicht nur verschiedene Sprachgemein-

schaffen, sondern auch ganz verschiedene Kulturzonen, die durchaus voneinander abweichende Formen und Arbeitsmethoden ausgebildet hatten. Daß heute die Nachkommen jener Stämme politisch zu einem Staat vereinigt sind, kommt meines Erachtens für die Darstellung ihrer früheren Kulturstufe gar nicht in Betracht. Jedenfalls müßte in solchem Falle — im Berliner Museum für Völkerkunde ist das wenigstens teilweise geschehen — das Gleichartige in Unterabteilungen vereinigt und, soweit möglich, die Fundorte angegeben werden.

Solche allgemeine Ausstellung muß, soweit das vorhandene Ausstellungsmaterial dies gestattet, ein möglichst umfassendes Kulturbild bieten; aber es darf nur typische Stücke enthalten, das heißt solche Waffen, Werkzeuge, Hausgeräte usw., die für die betreffenden Völkerschichten charakteristisch sind, nicht eine bunte Zusammenhäufung aller möglichen Varietäten, Nuancen und Dubletten. Der Beschauer soll unterscheiden und vergleichen lernen; er soll die Eigenart und die Richtungslinien der verschiedenen Kulturen erkennen. Die Zusammenstellung von allerlei kleinen Formabweichungen führt lediglich zur Verschwommenheit des Eindrucks und zur Verwirrung.

Die Dubletten, Varietäten und Übergangsformen gehören in die für Studienzwecke bestimmte fachwissenschaftliche Abteilung, die dritte, die der Museumsbesucher nur nach Einholung einer besonderen Erlaubnis betreten darf. Daher könnten auch in dieser Abteilung alle ansößigen Gegenstände, alle beim Geschlechtsverkehr, bei Geburtsakten oder bei Pubertätsweihen gebrauchten Geräte sowie die auf das Geschlechtsleben bezüglichen Abbildungen, die heute in manchen Museen ganz oder halb versteckt gehalten werden, unbedenklich zur Ausstellung gelangen. Zugleich müßten hier zur Erleichterung des Studiums die illustrierten Veröffentlichungen fremder Museen, ihre Kataloge und die wichtigste einschlägige Literatur zur Einsichtnahme bereitstehen.

Daß außerdem in den Volkskreisen das Verständnis für die Völkerkunde durch gelegentliche populäre Führungen, durch öffentliche Vorträge mit Lichtbildern oder unter Vorführung eines Teiles der Ausstellungsobjekte sowie durch Veranstaltung von Sonderausstellungen zu fördern ist, braucht nicht näher begründet zu werden.

Ähnlich wie mit dem ethnographischen steht es mit anderen wissenschaftlichen Museen (um die Kunstmuseen ist es im ganzen besser bestellt). Ihre oft so reichhaltigen, wertvollen Schätze haben auf die Volksbildung meist gar keinen Einfluß, und selbst der akademisch Gebildete befrüchtigt, falls ihn nicht ein Fachinteresse treibt, nur selten ihre Räume. Für die große Volksmasse liegt das große Anschauungsmaterial, in dem oft neben den enormen wissenschaftlichen Werten finanzielle Millionenwerte stecken, tot und brach da. Warum? Weil ihr dieses Material nicht in einer Form dargeboten wird, die zu ihr in verständlicher, lebendiger Sprache von dem Werden ihrer eigenen Kultur und der Arbeit unzähliger vergangener Generationen spricht. Die wissenschaftlichen Museen zu Volksmuseen auszugestalten, ist daher eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Zeit.